

Bettina Gartner

Die Nation in der Kleinstadt

Lebenswelt Bruneck (Südtirol) und Weißenburg (Elsass) zur Zwischenkriegszeit – ein Vergleich

„Das Elsass ist nicht Südtirol“, schreibt der Historiker Rudolf von Thadden im Geleitwort zum Buch *Zeitgenosse Elsässer*.¹ Womit er Recht hat. Und doch werden die beiden Länder immer wieder im selben Atemzug genannt. Bereits 1928 zog der aus Rovereto stammende Ettore Tolomei, der sich in Südtirol für die Italienisierung des Landes stark machte, nach einer Reise durch das Elsass „Elsässische Parallelen“ zum Land südlich des Brenners. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges ging die Vergleichsgeschichte weiter – vor allem im Hinblick auf Minderheitenfragen und Autonomie. Dabei war die Südtirolfrage – charakterisiert durch einen hohen Politisierungsgrad – wesentlich publikumswirksamer als die Anliegen der Elsässer. In Südtirol selbst wurde immer wieder vor einer „Verelsässerung Südtirols“ und dem damit verbundenen Verlust der deutschen Sprache und kulturellen Unabhängigkeit gewarnt.

Sicherlich: Die Geschichte der beiden Länder mutet ähnlich an – doch sie ist es nur auf den ersten Blick. Das habsburgische Südtirol wurde entsprechend dem Staatsvertrag von St. Germain en Laye vom 10. September 1919 von Italien annektiert, welches dadurch das lang gehegte Ziel der Brennergrenze verwirklichen konnte. Assimilierungs- und Nationalisierungsbestrebungen von Seiten der liberalen und faschistischen Regierungen folgten. Auch das Elsass wechselte nach dem Ersten Weltkrieg die Staatszugehörigkeit: Seit 1871 Teil des Deutschen Reiches wurde das seit Jahrhunderten umkämpfte Gebiet im Vertrag von Versailles vom 28. Juni 1919 wieder Frankreich zugesprochen.

Während das faschistische Regime in Südtirol Staatstreue und italienische Kultur mit Gewalt zu institutionalisieren versuchte, setzte die französische Regierung auf eine Veränderung der strukturellen Rahmenbedingungen – und damit auf eine schrittweise Assimilierung. Diese unterschiedlichen Modelle staatlich geförderter Assimilierung gilt es zu kontrastieren, die einmal (in Südtirol) gegen den Willen der Betroffenen, einmal (im Elsass) mit ihrer grundsätzlichen Übereinstimmung durchzusetzen versucht wurden. Die ethnische Umpolung wird nicht auf Modellebene untersucht, sondern durch eine lebensweltliche Betrachtung und Analyse sowie die Darstellung des städtischen Alltags. Im Zuge einer alltagsgeschichtlich orientierten Nationalismusforschung wird das Leben zweier Kleinstädte analysiert und verglichen: Bruneck in Südtirol und Weißenburg im Elsass. Ob und in welchem Maße es der italienischen und französischen Nation zwischen 1918 und 1939 gelang, in die örtliche Lebenswelt einzudringen, hing schlussendlich davon ab, ob und wie die lokale Bevölkerung die Veränderungen bewertete, akzeptierte und verinnerlichte.

Vor dem Hintergrund einer solchen Fragestellung werden Politik und Lebenswelt nicht getrennt voneinander betrachtet. Vielmehr wird Politik als ein importiertes Deutungssystem und Partizipationsmodell gesehen, das in die Lebenswelt integriert wird, und zwar sowohl in einer funktionalen als auch in einer sinnstiftenden Weise. Allgemein relevante geschicht-

liche Fragestellungen werden im überschaubaren Mikrokosmos – und aus der Perspektive der örtlichen Welt – untersucht.

Auf welche unterschiedlichen Rahmenbedingungen die Assimilierungs- und Nationalisierungsbestrebungen des italienischen und des französischen Staates in Südtirol und dem Elsass getroffen sind, zeigt allein schon der Empfang der einziehenden Soldaten durch die Bevölkerung beider Städte: Unmut, Misstrauen und Ablehnung in Bruneck, freudige Erwartung, Hoffnung und Akzeptanz in Weißenburg. Die Südtiroler – bisher Teil des Habsburgerreiches und mit diesem auch emotional eng verbunden – standen plötzlich einer fremden Staatsmacht gegenüber, zu der jeder Bezug und jedes Vertrauen fehlte. Im Gegensatz dazu hatten die Elsässer bis dato bereits drei Mal ihre Staatszugehörigkeit gewechselt. Und die Vorstellung, wieder – zumindest im politischen Sinn – Franzosen zu sein, zog viele Menschen in ihren Bann. Die Untersuchung der städtischen Lebenswelten zeigt jedoch, dass – entgegen der allgemeinen Darstellung – die Menschen in Bruneck die national-politischen Maßnahmen nicht gänzlich ablehnten, die Leute in Weißenburg sie nicht uneingeschränkt akzeptierten. Vielmehr differierte ihre Haltung in den jeweiligen Untersuchungsebenen: der Sprache, Ethnizität und Nationalität.

Von der Sprache

Der Dialekt und seine Vormachtstellung im Alltag

Die Zugehörigkeit zu Italien oder Frankreich sollte nicht nur auf dem Papier bestehen, sondern auch in der Sprache ihren Ausdruck finden – so das Ziel der Machthaber. Die Faschisten holten zum Rundumschlag aus und verbannten das Deutsche aus der Öffentlichkeit. Straßen, Plätze und Geschäfte wurden umbenannt und Personennamen übersetzt. Auch in Zeitungen, Ämtern und Schulen machte sich das Italienische breit. In Weißenburg war die Situation ähnlich. Allerdings behielt das Deutsche – die Hochsprache wie der Dialekt – eine gewisse Daseinsberechtigung, sowohl in der Presse als auch im Unterricht.

Was den sprachlichen Alltag der Brunecker und Weißenburger Bevölkerung betrifft, blieb in der Zwischenkriegszeit – trotz intensiver Bemühungen von Seiten des Staates – vieles beim Alten. Nach wie vor wurde weiterhin der einheimische Dialekt gesprochen, wobei das Elsässische schon seit alters her mit einigen französischen Wörtern gespickt war. Obwohl das Gasthaus offiziell *Du Cigne* und die Straße plötzlich *Via Vetta d'Italia* hieß, sprach man weiterhin vom „Schwan“ und von der „Andreas Hofer Straße“. Nur vereinzelt gelang es der Staatssprache, in die Privatsphäre der Menschen vorzudringen – etwa in Bruneck, wenn eine alte Frau die italienische Bezeichnung *Montetassilone* für das Dorf Tesselberg verwendete oder in Weißenburg, wenn ein junges Mädchen ihrem elsässischen Verlobten Liebesbriefe auf Französisch schrieb.

In den öffentlichen Ämtern musste in Bruneck italienisch gesprochen werden. Nicht nur, weil es die Regierung so wollte, sondern auch, weil der Großteil der Beamten entlassen und durch Italiener ersetzt worden war. In Weißenburg hingegen blieben die einheimischen Staatsdiener weiterhin im Amt, was der lokalen Bevölkerung die Möglichkeit gab, ihre Muttersprache zu verwenden. Die Folge: In Bruneck brach aufgrund der Sprachschwierigkeiten der Kontakt zu den Behörden weitgehend ab. Nur die Deutsch sprechenden Trentiner

oder Ladiner halfen beim sprachlichen Brückenschlag. Sowohl für Bruneck als auch für Weißenburg gilt: Wer die Staatssprache lernte, tat dies vor allem aus wirtschaftlichen und beruflichen Gründen. Schließlich waren Italiener und Franzosen auch gefragte Kunden in Gasthäusern und Geschäften.

Sprache schafft Bewusstsein

Nicht im tatsächlichen Gebrauch von Staats- und Muttersprache unterschieden sich die Brunecker und Weißenburger, sondern in der Einstellung, die sie ihnen entgegenbrachten. Den Bruneckern war das Italienische ein aufgezwungenes Übel. Als Antwort auf das Verbot der eigenen Muttersprache und der identitätsstiftenden kulturellen Strukturen entwickelten sie das Bewusstsein einer eigenen Ethnizität. Oder, wie es der italienische Historiker Salvemini ausdrückt: Die Faschisten „haben die deutsche Sprache tiefer denn je in den Herzen der Südtiroler verwurzelt. [...] Früher gebrauchten die Südtiroler ihre Sprache, ohne sich dessen bewusst zu werden, dass es Deutsch war. [...] Unter dem Druck des Faschismus gewannen (sie) das Bewusstsein, dass sie eine eigene Sprache sprachen.“²

Das Deutsche wurde in Bruneck nicht nur zum Sozialisierungsmerkmal, sondern erhielt zudem eine politische Funktion. Der kulturelle Habitus wurde zum Instrument nationaler Bekenntnis. In Weißenburg hingegen wurden die sprachliche und die national-politische Ebene strikt voneinander getrennt. Deutsch zu sprechen hieß nicht automatisch, deutsch-nationalbewusst zu sein. Im Umkehrschluss musste man – so das lokale Selbstverständnis – auch nicht unbedingt Französisch sprechen, um ein ‚guter‘ Franzose zu sein. Das Bekenntnis zur Nation genügte. Dieser Selbsteinschätzung korrespondierte die Bezeichnung der 1918 in die Stadt einziehenden Franzosen als „Innerfranzosen“, während diese die Weißenburger als *les boches* – „die Deutschen“ – betitelten. Die Südtiroler nannten die Italiener „Walsche“, sie selbst wurden von ihnen als *Crucchi* bezeichnet. Die Unterscheidung zwischen dem ‚Wir‘ und ‚Nicht-Wir‘ erfolgte nicht an der sprachlichen, sondern an der geografischen Heimat.

Die Weißenburger standen der Staatssprache zwar prinzipiell positiv gegenüber, doch wollten sie selbst entscheiden, in welchem Umfang und wie schnell diese in die städtische Lebenswelt aufgenommen werden sollte. So lehnte es der Weißenburger Gemeinderat beispielsweise 1922 ab, dass für alle Jugendlichen unter 18 Jahren verpflichtend französische Abendkurse eingeführt werden sollten. Außerdem, so forderte er, müsse der Französischunterricht in der Fortbildungsschule von einem Lehrer abgehalten werden, der auch Deutsch spreche.

Den Assimilierungsbestrebungen der Regierung wurde in Weißenburg nicht zuletzt deshalb kaum aktiver Widerstand entgegengebracht, weil die Leute das Gefühl hatten, Tempo und Ausmaß der Französisierung mitzubestimmen. Auch die Straßennamen wurden gemäß den Vorschlägen der Gemeindeverwaltung übersetzt. In Südtirol hingegen hatte Tolomei bereits während des Ersten Weltkrieges in seinem *Prontuario* ganz eigenwillige, oft phantasiervolle italienische Bezeichnungen festgelegt.

Mit Ring und Ball zum guten Staatsbürger

Besonders abweisend stand die Brunecker Bevölkerung dem italienischen Schulunterricht gegenüber. Das Versprechen, zusätzlich zum Unterricht in italienischer Sprache deutsche Anhangstunden abzuhalten, hatten die Faschisten schnell vergessen. Für die Kinder, die kein Wort Italienisch verstanden, wurde die Schule zum Speißbrutenlauf, zumal die meisten einheimischen Lehrer eine Umschulung ablehnten und in der Folge entlassen wurden. In Weißenburg hingegen wurden die Änderungen im Lehrplan von der Bevölkerung durchwegs akzeptiert, nicht zuletzt auch deshalb, weil die einheimischen Lehrer ihre Tätigkeit fortsetzen konnten.

In beiden Städten wurde die Assimilierung mit denselben Mitteln zu beschleunigen versucht. Um zu verhindern, dass während der Pause Deutsch gesprochen wurde, machte in Bruneck ein Ring, in Weißenburg ein Ball oder eine Kreide die Runde und musste an denjenigen weitergegeben werden, der sich nicht an die Weisungen hielt. Wer den Gegenstand als Letzter in Händen hielt, wurde bestraft. Während dieser Kontroll- und Sanktionsmechanismus in Bruneck am Widerstand der Kinder scheiterte, die den Ring Berichten zufolge nicht weitergaben, fand er in Weißenburg durchaus Anhänger. Nichtsdestotrotz galt hier wie dort: Solange der Lehrer mithörte, wurde Französisch oder Italienisch gesprochen, hinter der Ecke verschwunden, plapperten die Schüler wieder im Dialekt.

Entsprechend der Einstellung gegenüber der Staatssprache wird im Rückblick auch der schulische Alltag von den Brunecker Zeitgenossen anders bewertet als von jenen in Weißenburg. Meine Interviewpartner in Bruneck beschreiben den Unterricht als schwierig, bedrückend und wenig erfolgreich, jene in Weißenburg als problemlos und effizient. Nur in den seltensten Fällen werden auch dort Schwierigkeiten erinnert. Dass es solche Schwierigkeiten durchaus gegeben hat, zeigen Gemeinderatsprotokolle und Zeitungsartikel, die von schlechten Leistungen und mangelnder Kooperationsbereitschaft berichten. Anders als in Bruneck, wo die Menschen in den so genannten „Katakombenschulen“ geheimen Deutschunterricht abhielten, versuchte der Weißenburger Gemeinderat durch eigene Bildungsanstrengungen die Kenntnis der Staatssprache zu vertiefen. So wurde der Französischunterricht in der Fortbildungsschule verbessert und parallel dazu wurden Sprachkurse in der Staatssprache angeboten.

Summa summarum konnte sich die Staatssprache im Alltag in beiden Untersuchungsgebieten nicht durchsetzen, weder bei Alt, noch bei Jung. Während bei den Südtirolern die innere Ablehnung der Staatssprache zu einer negativen Einschätzung der eigenen Sprachkompetenz führte – sie beherrschten Italienisch besser als sie sich eingestanden –, war die Situation im Elsass genau umgekehrt. Die Weißenburger waren überzeugt davon, das Französische gut zu beherrschen. Erst als sie angesichts der drohenden Kriegsgefahr 1939 in die *Haute Vienne* evakuiert wurden, kam die ernüchternde Erkenntnis: Ihr Französisch war holprig, der dialektale Akzent stark.

Für und wider das Hochdeutsche

In Weißenburg hingegen durfte Deutsch als „Fremdsprache“ bereits in der Grundschule unterrichtet werden und die Bevölkerung sah keine Notwendigkeit, sich darüber hinaus mit der Hochsprache auseinanderzusetzen. Ein standardsprachliches Katakombenschulwesen wie in Südtirol entwickelte sich nicht. Im Gegenteil: Man versuchte, den elsässischen Dialekt

vom Hochdeutschen abzukoppeln und ihn als eigenständiges Identifikationsmerkmal zu etablieren – im Theater, in der Literatur und teilweise auch im katholischen Gottesdienst. Keinesfalls, so der Tenor in Weißenburg, sollte der alltägliche Sprachgebrauch der politischen Willensbekundung dienen oder als solche interpretiert werden. Vielmehr galt es, durch die Konzentration auf das „Elsässische“ – auf die regionale Eigenart – politisches Konfliktpotential zu vermeiden. Wer – wie die Protestanten – bedingt durch die religiöse Praxis, dem Hochdeutschen verhaftet blieb, schien Deutschland auch politisch (eher) zugeneigt.

Sowohl in Bruneck als auch in Weißenburg fand allerdings auch eine umgekehrte Assimilierung – also eine sprachliche Annäherung der Italiener oder Franzosen – an die lokalen Gegebenheiten statt. Es waren in erster Linie die Kinder, die durch ihre Spielkameraden mit dem örtlichen Dialekt vertraut wurden. Bei den Erwachsenen konnte sich, wenn überhaupt, meist nur ein passiver Sprachgebrauch durchsetzen, da enge Kontakte mit der einheimischen Bevölkerung meist fehlten.

Kurz gesagt, im Bruneck und Weißenburg der Zwischenkriegszeit blieb der tradierte deutsche Dialekt trotz der Assimilierungsbestrebungen der Regierungen ein fester Bestandteil des alltäglichen Sprachgebrauchs. Die Staatssprache wurde in erster Linie aus wirtschaftlicher Notwendigkeit gelernt. In Weißenburg erhielt sie zudem einen Hauch sozialer Exklusivität – ein Phänomen, das sich jedoch erst nach dem Zweiten Weltkrieg mit der Parole *C'est chic de parler français* durchsetzen konnte. Unterschiedlich war die Funktion, die der gesprochenen Sprache in Bruneck und Weißenburg zukam. In Bruneck wurde sie zum nationalpolitischen Bekenntnisinstrument, in Weißenburg war man peinlich darauf bedacht, dass ein solcher Eindruck nicht entstand. Der elsässische Dialekt wurde von der deutschen Hochsprache abgekoppelt und das „Elsässertum“ unterstrichen.

Von der Kultur

Einschränkungen und Verbote

Auch auf der kulturellen Ebene ging die Kahlschlagpolitik des faschistischen Regimes in Südtirol weiter: Das Tragen von Trachten wurde verboten, deutsch-nationale Symbole wie die Tiroler-Fahne wurden vernichtet, Vereine aufgelöst. Wer in Lederhosen und Dirndl auftrat, wurde bestraft. Wer öffentlich deutsche Lieder sang, dem drohten Prügel. Hausdurchsuchungen, Verhaftungen und Konfinierungen standen auf der Tagesordnung. Als Reaktion darauf wurden die tradierte Kultur und Sprache für die Südtiroler zum Zeichen nationalpolitischer Gesinnung. Man blieb, wie man schon immer gewesen war, und drückte dadurch seine (passive) Resistenz aus. Außerdem zogen sich die Menschen immer stärker in ihre Privatsphäre zurück. Wie der Sprachunterricht in der Katakombenschule wurden auch kulturelle Aktivitäten – Liederabende, Vereinstätigkeiten und Feste – im Geheimen abgehalten.

Die Weißenburger durften ihre Bräuche und kulturellen Aktivitäten zwar weiterhin ausleben, doch musste alles, was nach außen in die Öffentlichkeit wirkte, unter französische Vorzeichen gestellt werden. Vertreter des Staates traten als Ehrengäste beim traditionellen Schleithal-Weißenburger Pferderennen auf, die Festreden wurden auf Französisch gehalten. Der „Verein zur Wahrung alt-elsässischer Interessen“ gab sich offiziell den Namen *Société des vrais Alsaciens de Wissembourg*. Der Besuch des Ministerpräsidenten wurde in der ansons-

ten deutschsprachigen Zeitung auf Französisch angekündigt. Auf diese Weise bekundeten die Weißenburger ihren Willen zur Kooperation, während der Staat die ethnische Eigenart des Elsass (auf dem Weg zur vollständigen Assimilierung des Landes) duldete. Er bestätigte die lokale Sinnordnung und benutzte sie gleichzeitig, um in die Lebenswelt der Menschen einzudringen.

Von Grenzen und Gratwanderungen der kulturellen Eigenart

Wie beim Sprachgebrauch wurde auch hinsichtlich der elsässischen Kultur das regionale Element von der Bevölkerung stark in den Vordergrund gestellt. Dass das ‚Elsässertum‘ für die Weißenburger keinen direkten politischen Beigeschmack hatte, zeigt die Tatsache, dass viele von ihnen in die Tracht schlüpfen, um 1918 die einziehenden französischen Truppen freudig zu begrüßen. Trotzdem: Der Identifizierung mit der französischen Nation waren aber auch Grenzen gesetzt. Sie endete dort, wo das „Elsässertum“ begann. Oder, wie es eine meine Interviewpartnerinnen ausdrückt: „Die meisten Elsässer fühlen sich als Franzosen mit einem Elsässerherz.“⁴³ Herr J. fügt hinzu: „Ja, die Elsässer, es gibt ja ein Lied: Der Hans im Schnakeloch, der weiß nicht, was er will. Und was er hat, das will er nicht, und was er will, das hat er nicht. Der Hans im Schnakeloch, der weiß nicht, was er will. Wir sind eben Elsässer. Wir sind nicht zu toll Franzosen gewesen vor dem Krieg und von Deutschland wollten wir gar nichts wissen.“⁴⁴

Zwar wurde auch in Weißenburg von Seiten der Behörden versucht, die französische Kultur zu etablieren – etwa durch französische Theaterstücke –, doch der Erfolg war spärlich. Erst im Zuge der Evakuierung nach Innerfrankreich 1939 lernten die Elsässer französische Sitten kennen. Von den Lebensbedingungen vor Ort waren sie jedoch wenig begeistert – und schlüpfen alsbald in die Rolle des ‚Kulturbringers‘. „Die [eine Bauernfamilie in der *Haute Vienne*] haben bloß eine Stube gehabt und einen Kamin drin und kein ordentliches WC. Der Papa hat ein Holzhäusel gebaut und ein Loch gemacht. [...] Und die haben keine Wurst gemacht, die haben alles weggeschmissen. Und wissen Sie, wer ihnen das gelehrt hat: der Wöhl. Der alte Wöhl. Leberwurst und Blutwurst, von der Sau kannst alles verwenden. Die sind nicht reich geworden, aber die haben etwas gelernt von den Elsässern.“⁴⁵ Ähnlich wie die Italiener in Bruneck bildeten die Weißenburger in Innerfrankreich eine Stadt in der Stadt – mit eigener Verwaltung und Schule. Wie skeptisch sich die beiden Bevölkerungsgruppen gegenüberstanden, zeigt nicht zuletzt die Tatsache, dass die Neuankömmlinge von den Franzosen für ungewöhnliche Phänomene – wie heftigen Schneefall – verantwortlich gemacht wurden.

In Bruneck konnten sich einzelne italienische Bräuche – vor allem im kulinarischen Bereich – bereits in der Zwischenkriegszeit durchsetzen. Das faschistische Regime selbst machte sich einige volksculturelle Traditionen zu Eigen, um in die örtliche Lebenswelt einzudringen. So übernahmen beispielsweise die Carabinieri anstelle der Schützen die traditionelle Ehrenwache des Allerheiligsten bei der Fronleichnamsprozession. Auch im Vereinswesen – im *Club Alpino Italiano* oder der Feuerwehr – füllte das Regime gewachsene Strukturen mit neuen Inhalten. Populäre Elemente wurden für nationale Zwecke instrumentalisiert. So musste etwa die städtische Musikkapelle bei Staatsfeiertagen aufmarschieren. Im privaten Bereich konnten sich die italienischen oder französischen Kulturelemente jedoch

kaum durchsetzen. Auch die säkularisierten Praktiken wie das *Befana*-Fest zu Dreikönig (Bruneck) und der *Papa Noël* (Weißenburg) fanden keinen Anklang. Religion und Kirche behielten ihre zentrale Stellung bei.

Die ungebrochene Kirchen-Macht

Das faschistische Regime akzeptierte die katholische Kirche und räumte auch dem Südtiroler Klerus eine Sonderstellung ein. Katholische Zeitungen durften weiterhin auf Deutsch gedruckt, die Predigt konnte nach wie vor in der Muttersprache abgehalten werden. Die Priester nutzten ihre Privilegien, um, wie bereits erwähnt, die Erhaltung der deutschen Sprache zu fördern. In ihrer Doppelrolle schafften sie es, die lokale Kultur zu schützen, ohne mit den faschistischen Behörden zu brechen. So forderten etwa die Ursulinenschwestern in Bruneck ihre Schülerinnen auf, an den faschistischen Jugendorganisationen teilzunehmen, und organisierten gleichzeitig deutschen Geheimunterricht in der Katakombenschule. Zwar versuchte das faschistische Regime, auch auf religiöser Ebene die Assimilierung voranzutreiben und setzte in Bruneck einige italienische Ordensleute und Priester ein, die im städtischen Kindergarten oder in der landwirtschaftlichen Schule tätig waren, doch die Vormachtstellung der Kirche wurde nicht gebrochen. „Auf dem Land übt fast ausschließlich der Klerus seine Herrschaft aus“, wussten die Machthaber.⁶

Im Gegensatz dazu versuchte die französische Regierung durchaus, die Rechte der elsässischen Geistlichkeit zu beschneiden. Statt geltender Privilegien sollten neue Hierarchien geschaffen werden. Doch der Klerus setzte sich erfolgreich zur Wehr und wurde zum Wegbereiter des elsässischen Autonomismus. Anders als in Südtirol setzte sich der Klerus im Elsass allerdings nicht für den Erhalt der deutschen Hochsprache ein. Die Predigten im katholischen Gottesdienst wurden auf Französisch gehalten, selbst der Katechismus wurde – zumindest im toleranten Weißenburg – bei Bedarf in der Staatssprache abgehalten. Im Gegensatz dazu beharrten die protestantischen Priester der umliegenden Dörfer sehr streng auf den alten Traditionen. „Der liebe Gott versteht nur Deutsch“, hieß es. Was die Vormachtstellung der Kirche ins Wanken brachte, waren weniger die regierungspolitischen Maßnahmen als vielmehr der Einzug der Moderne. So wurden sowohl in Bruneck als auch in Weißenburg die Maiandacht und der Katechismusunterricht von den Jugendlichen genutzt, um erstmals der häuslichen Aufsicht zumindest zeitweise zu entgehen.

Kurz gesagt, die kulturelle Kahlschlagpolitik des faschistischen Regimes hatte in Südtirol eine Politisierung des Ethnischen zur Folge. Deutsch zu bleiben hieß, antiitalienisch zu sein. Nicht so in Weißenburg. Die regionale Kultur zu tradieren bedeutete nicht, dass man kein französischer Staatsbürger sein wollte. Da die öffentliche Ausübung tradierter Kulturformen in Bruneck mit großen Risiken verbunden war, erfolgte ein weitgehender Rückzug ins Private. Dies war in Weißenburg zwar nicht notwendig, trotzdem musste alles, was nach außen wirkte – die Tätigkeit von Vereinen oder die Abhaltung von Volksfesten – einem gewissen nationalpolitischen Diktat unterworfen werden. Wenn in Weißenburg gegen Ende der 1930er Jahre von einem Abflauen der Trachtenkultur berichtet wird, so ist dies aber nicht auf die Assimilierungsbestrebungen der französischen Regierung, sondern in erster Linie auf moderne Tendenzen zurückzuführen. Die innerhäusliche Kultur wurde sowohl in Bruneck als auch in Weißenburg in der Zwischenkriegszeit kaum verändert.

Von der Nation

Symbolische Partizipation

In der Einstellung zum jeweiligen Staat unterschieden sich die Brunecker und Weißenburger grundsätzlich voneinander: Während sich die Südtiroler trotz der italienischen Staatsbürgerschaft weiterhin der deutschen Nation zugehörig fühlten und das durch Sprache und Kultur auszudrücken versuchten, waren die Elsässer begeisterte Anhänger der französischen Nation. In den Augen der Südtiroler waren Sprache, ethnische Zugehörigkeit und gemeinsame Geschichte die wichtigsten Eckpfeiler für die Zugehörigkeit zu einer Nation. Für die Elsässer hingegen zählte der politische Wille. Während Italien in Bruneck nur die Partizipation an nationalen Festtagen und Feierlichkeiten erreichte, kann man in Weißenburg von einer gefühlten Gemeinschaft mit Frankreich sprechen. Mit dem Aufruf zum Patriotismus und der Propagierung französischer nationaler Identifikationsmöglichkeiten rannte die französische Regierung in Weißenburg offene Türen ein. Unabhängig von ihrem sprachlichen und kulturellen Hintergrund wollten die Elsässer französische Staatsbürger sein.

Ihrem nationalen Selbstverständnis verliehen die Weißenburger und Brunecker auf symbolischer Ebene Ausdruck. Während die einen nach 1918 die deutschen Fahnen auf den Müll warfen oder zu Putzlappen verarbeiteten, verstauten die anderen – in der Hoffnung auf eine Änderung der politischen Verhältnisse – die österreichischen Fahnen fein säuberlich auf dem Dachboden. Die italienische Trikolore wurde in Bruneck nur auf Geheiß und auf Druck der Behörden, auf deren Gutdünken man angewiesen war, gehisst. Dabei wurde ihr nach Möglichkeit jegliche Symbolkraft entzogen: Die Fahne wurde oft tagelang – auch nach dem eigentlichen Anlass – hängen gelassen. Die unterschiedliche Größe der hauseigenen Trikolore zeugte von der Bereitschaft zur Partizipation – eine Tendenz, die übrigens auch in Weißenburg zu beobachten war. Doch während die dortige Gemeindeverwaltung im Juni 1923 einen Satz wasserfester Fahnen bestellte, ließen die Brunecker die italienische Trikolore bei Wind und Wetter ausbleichen.

Generell war die Akzeptanz national-französischer Symbole in Weißenburg wesentlich größer als in Bruneck. Bereits vor dem Ersten Weltkrieg – als das Elsass noch zum Deutschen Reich gehörte – hatten die Weißenburger aus eigener Initiative ein Denkmal für die französischen Kriegsgefallenen der Jahre 1870/71 auf dem nahe gelegenen Geisberg errichtet. In der Zwischenkriegszeit sorgte ein eigens eingesetztes Komitee für dessen Instandhaltung. Für die Errichtung nationaler Denkmäler spendeten die Weißenburger eifrig, während die Aufrufe bei den Bruneckern kaum Gehör fanden.

Eine Sache der Ideologie

Nicht nur symbolisch, sondern auch ideologisch versuchten die Regierungen ihre neuen Staatsbürger einzubinden – und sie durch Schule und Freizeitangebote zu erziehen. Dabei kam der Lehrerschaft eine wichtige Funktion zu: Im Zuge des ‚Nationalismus von oben‘ sollte sie die Jugend nach den Vorstellungen von Nation und Regime formen.⁷ Auch neue Bildungsangebote wie das Brunecker Gymnasium oder das Weißenburger Collège trugen dazu bei. Die von außen vermittelten Ideologien fanden im frankophilen Weißenburg

fruchtbaren Boden. Doch auch in Bruneck hatte die Indoktrination ansatzweise Erfolg. Als ein Vater seinen Sohn fragte, ob er Deutscher oder Italiener sei, antwortete dieser: Er sei Italiener, so habe er das in der Schule gelernt. Die Erwachsenen versuchten, solchen Tendenzen entgegenzusteuern – in diesem Fall mit einer Ohrfeige.

Das nationale Erziehungsprogramm war nicht nur auf die Schule beschränkt. Auch nach dem Unterricht ging die Indoktrination weiter – in Bruneck in der faschistischen Jugendorganisation *Opera Nazionale Balilla*, in Weißenburg in den diversen Athletik- und Fußballvereinen, die eng mit dem Militär kooperierten. Der Sozialist Jacques Peirottes erzählte, dass sich in Straßburg durch das gesamte gesellschaftliche Leben bis hin zu den Sportvereinen eine unsichtbare, aber stets spürbare Grenzlinie zwischen den nationalen Gefühlen zog. Im Südtiroler Brixen, das er in der Zwischenkriegszeit besuchte, stellte er erstaunt fest, dass er mit seiner *Alsatia Nova*-Karte, obwohl in Französisch gedruckt, ohne weiteres im Deutschnationalen Turnverein aufgenommen wurde.⁸

Die Leckerbissen der Nation

Als Ersatz für die verbotenen deutschen Vereine lockte das faschistische Regime mit eigenen Integrationsangeboten. Um die Menschen für nationale Veranstaltungen zu begeistern und zum Beitritt zur *Opera Nazionale Balilla* (der faschistische Jugendorganisation) oder zur *Opera Nazionale Dopolavoro* (dem faschistischen Arbeiterverein) zu bewegen, wurden Zuckerbrot und Peitsche eingesetzt. Als Zuckerbrot dienten wirtschaftliche Anreize und Begünstigungen wie kostenlose Bahntickets und Mittagessen, verbilligte Einkaufsmöglichkeiten und Urlaubsangebote. Soziale Güter und Leistungen wurden nach ‚nationalen‘ Kriterien verteilt, beispielsweise beim *Befana*-Fest, bei dem nur italienische Kinder und ONB-Mitglieder beschenkt wurden. Privilegien und neue Freizeitangebote sollten helfen, ein nationales Kollektiv zu bilden. Soziale Strukturen wurden dabei aufgeweicht. Als Peitsche wurden politischer Machtentzug, soziale Ausgrenzung und wirtschaftliche Schikanen eingesetzt. Wer, wie der Brunecker Kaufmann Josef Neuhauser, nicht spurte, wurde an den Rand des Ruins gedrängt. Leitende Positionen durften nur von Mitgliedern des *Partito Nazionale Fascista (PNF)* eingenommen werden. Nicht politisches Bekenntnis, sondern Zwang und Opportunismus bestimmten daher in den meisten Fällen den Beitritt zur Partei. Doch auch bei den Italienern war die Bereitschaft zur Partizipation eng an den Geldbeutel gebunden. Am „Tag des Eherings“ (19. Dezember 1935), als Goldschmuck für die Finanzierung des Abessinienkrieges gesammelt wurde, wurde der Schuldirektor Zanetti beim Spenden eines Kupferringes ertappt.

Ähnlich wie in Bruneck wurde auch in Weißenburg mit Geschenken, beispielsweise mit „Weck und Wurst“ am 14. Juli, zur nationalen Partizipation gelockt. Die Teilnahme an solchen Feierlichkeiten war für den Großteil der Bevölkerung ohnehin eine Selbstverständlichkeit. Weder Angst noch Zweckinteresse drängten dazu. Das Bedürfnis nach nationalem Bekenntnis einte am Staatsfeiertag sogar die ansonsten rigoros getrennten Religionsgruppen der Stadt. Katholiken, Protestanten und Juden besuchten an diesem Tag gemeinsam den Gottesdienst, der natürlich auf Französisch gehalten wurde. Religiöse Gegensätze verschwammen unter dem Deckmantel der Nation. Im Alltag hingegen versuchten lediglich einige Kaufleute, die eher auf Gewinn und weniger auf göttliches Heil erpicht waren, die religiösen Differenzen zu überwinden.

In Bruneck wie in Weißenburg gleichermaßen akzeptiert war der Militärdienst, der oft den ersten wirklichen Kontakt mit der Nation und ihren Vertretern bedeutete. Während die Militärpflicht in Weißenburg aus dem nationalen Verständnis heraus angetreten wurde, wurde ihm in Bruneck die örtliche traditionelle Sinngebung als männlicher Initiationsritus übergestülpt.

Politgeschehen in der Gemeinde und auf Staatsebene

Um die nationale Vergesellschaftung möglichst rasch voranzutreiben, tauschte das faschistische Regime die politische Elite der Stadt Bruneck aus und setzte an ihre Stelle Vertreter aus den eigenen Reihen. Dabei nahm der deutschsprachige Bürgermeister Richard Hibler eine vermittelnde Position im Nationalitätenkampf ein. Er stellte sich dem faschistischen Regime zur Verfügung, ohne mit Tradition und innerer Überzeugung wirklich zu brechen. In seiner Funktion als *podestà* – dem von den Faschisten eingesetzten Bürgermeister – nahm er unterschiedliche Positionen ein: die des Staats-Repräsentanten, die des Gemeinde-Vertreters und die des Deutschtum-Verfechters. Die autonome Regelkompetenz der Stadt wurde durch die staatlich legitimierten und geduldeten Machtträger, wie die Vertreter des *fascio*, erheblich eingeschränkt. Weil sie die Verwaltung der Gemeinde kontrollierten, waren Auseinandersetzungen zwischen städtischer Autonomie und staatlicher Suprematie von vorneherein ausgeschlossen.

Im Gegensatz dazu existierte die Weißenburger Gemeinde in der Zwischenkriegszeit als selbstständige Verwaltungseinheit weiter. Ihre Vertreter setzten sich sehr selbstbewusst mit den Vorgaben aus Paris auseinander und scheuten sich auch nicht, einige davon abzulehnen. Bürgermeister Frédéric Arnholt war, anders als sein Kollege Hibler in Bruneck, nicht nur ein Mittelsmann zwischen der lokalen Bevölkerung und dem Staat, sondern pflegte sogar auf einer höheren politischen Ebene Kontakte zur benachbarten Pfalz.

Die in der Zwischenkriegszeit beiderorts zu beobachtende Bürokratisierung war insgesamt weniger das Ergebnis nationaler Homogenisierungsbestrebungen als vielmehr das Resultat einer Verdichtung staatlicher Strukturen. Auch die politische Öffentlichkeit durchlief mit den neuen Medien einen Modernisierungsschub. Vor allem das Radio heizte die politischen Debatten auch öffentlich immer stärker an.

In Südtirol gab es in der faschistischen Ära keine Wahlen auf Gemeinde-, Landes- und Staatsebene. Nationaler Konfliktstoff war somit von vorneherein entschärft. Offener politischer Widerstand machte sich in Südtirol nicht breit – einerseits bedingt durch die ausgeprägte Autoritätsgläubigkeit der Bevölkerung, andererseits erstickt durch das enge und strenge faschistische Kontrollsystem, das mit bürokratischen Schikanen, Polizeiüberwachung und Ausweisung drohte. Auch bekannte Persönlichkeiten wie die Unternehmer Sternbach und Neuhauser wurden in Bruneck von den Behörden ins Visier genommen.

Doch offener Widerstand war in faschistischen Machtverhältnissen „nicht die einzige Alternative zu den vielfältigen Formen des momentanen Hinnehmens, des Ausweichens und des Ausnutzens oder auch des Sich-Entziehens, des Sich-Distanzierens“.⁹ Ohne die Diktatur direkt herauszufordern, wurde auch in Bruneck Resistenz geübt: Dadurch, dass die Durchführung vom Bestimmungen wie etwa die Anbringung italienischer Schriftzüge oder das Lernen von Liedern möglichst lange hinausgezögert wurde. Dadurch, dass gerichtlich gegen

behördliche Strafaktionen vorgegangen wurde. Dadurch, dass die Trikolore tagelang hängen gelassen wurde. Dadurch, dass man nationalen Symbolen nach Möglichkeit aus dem Weg ging. Dadurch, dass die obligatorischen italienischen Namen auf den Grabsteinen einfach abgekürzt wurden. Dadurch, dass Preislisten viersprachig gedruckt wurden, um die Vormachtstellung des Italienischen aufzuheben.

Nicht zuletzt brachte man die Unzufriedenheit über die veränderten Rahmenbedingungen auch durch Späße zum Ausdruck. Der Brunecker Großgrundbesitzer Tschurtschenthaler erzählt in seinem Tagebuch folgenden Witz – bezogen auf Hitler und Mussolini: „Herr Mair kommt in den Himmel und wird vom Herrgott sitzend empfangen, da fragt der Hl. Petrus nachher den Herrgott, warum er nicht aufgestanden sei. Warum? Weil sich der Herr Mair dann selbst auf meinen Thron gesetzt hätte.“¹⁰

Außerdem berichtet Tschurtschenthaler von zunehmendem politischen Desinteresse, als Reaktion auf das entzogene Mitspracherecht. „Das Ergebnis ist: möglichst fern vom Staate, um leben zu können.“¹¹ Anlässlich der ersten Kriegsberichte vom italienischen Überfall auf Abessinien im Oktober 1935 schreibt er: „Abends kam ich zu Harpf (Gasthof Sonne); ich war furchtbar neugierig, was los sei. Aber die Herrn Bürger spielten Trumpf und Schlag aus wie sonst. Komische Welt!“¹² Wenige Tage später klagte er: „Schreckliche Gleichgültigkeit. Wie kann man ein solch weltbesorgendes Ereignis so leicht nehmen.“¹³ „Man könnte irre werden an dieser Welt, die von einem Storace und Sizilianer Mastromattei kommandiert, von Carabinieri und Bajonetten zusammengehalten, von einem Volk, das gut leben und verdienen will, wohl raunzt und jammert, aber alle Schläge duldet, bevölkert.“¹⁴ „Ich sehe nur Menschen, die sich mit allen Verhältnissen abfinden und schauen, dass sie nicht zu kurz kommen.“¹⁵

Diese Entpolitisierung kam in den 1930er Jahren dem Nationalsozialismus zugute, der die Frontkämpfergeneration des Ersten Weltkriegs und die Jugend in Bann zog. Er fand in Südtirol vor allem im Verein Völkischer Kampfring Südtirol einen treuen Anhänger. In Weißenburg konnte sich in der Zwischenkriegszeit politisch vor allem die *Union Populaire Républicaine* (UPR) durchsetzen. Die autonomistische Bewegung hingegen verbuchte, anders als in den umliegenden Dörfern, kaum Erfolge. Das national-französische Bewusstsein fand jedoch vorwiegend auf Deutsch seinen Ausdruck. Entsprechende Reden mussten immer wieder ins Elsässische übersetzt werden.

Wie groß die moralische Verführungskraft des italienischen faschistischen Systems war, zeigen Aussagen über das in der Stadt grassierende Spitzelwesen. Trotz einer scheinbar geschlossenen ‚deutschen‘ Front gegen das Regime waren die Behörden über die Verhältnisse vor Ort relativ genau informiert. Außerdem kam es zu Anzeigen innerhalb der deutschen Bevölkerungsgruppe. Eine ähnliche Tendenz ist auch in Weißenburg zur Zeit der Nazi-Herrschaft zu beobachten. Meine Interviewpartner berichten von einer allgemeinen Unsicherheit – auch gegenüber den eigenen Landsleuten. Eine genauere Untersuchung des Phänomens hätte den zeitlichen Rahmen der Arbeit gesprengt. Doch bereits während der Evakuierung in Innerfrankreich wurden erste Unstimmigkeiten laut und einige Weißenburger, unter ihnen Bürgermeister Arnholt, von den eigenen Mitbürgern als *boches* denunziert.

Imaginierte und tatsächliche Kontakte

Als Repräsentanten des Staates zogen in der Zwischenkriegszeit sowohl in Bruneck als auch in Weißenburg Polizei- und Militärkräfte ein. Die meisten Beamtenstellen (in Gemeinde, Schule, Post und Eisenbahn) in Bruneck wurden mit Italienern besetzt, die lokale Bevölkerung wurde entlassen. Im Gegensatz dazu konnten in Weißenburg die meisten einheimischen Beamten weiterhin ihrer Arbeit nachgehen. Lediglich die durch Ausweisung deutscher Staatsbürger freigewordenen Stellen wurden mit Franzosen besetzt. Verärgerung innerhalb der Bevölkerung löste allerdings die Tatsache aus, dass die französischen Beamten besser verdienten als ihre einheimischen Kollegen.

Die in den ersten Nachkriegsjahren betriebene Ausweisung von deutschen Staatsbürgern – und mit ihnen des deutschen Nationalbewusstseins – störte die Weißenburger nicht. Anders als in Bruneck wurden diese Maßnahmen nicht als Ent-Nationalisierung bewertet. Schließlich hatten die ‚preußischen‘ Beamten nie als Teil der eigenen Lebenswelt gegolten. Die einwandernden Franzosen konnten, da meist in hoher sozialer Stellung tätig, einen Prestigebonus verbuchen. Die französischen Soldaten und Militärdienstleistenden waren in den beiden Kasernen der Stadt, also räumlich getrennt von der Weißenburger Bevölkerung, untergebracht, was Kontakt- und damit verbundene Konfliktmöglichkeiten einschränkte. Französische Arbeiter kamen wegen des industriellen Brachland-Charakters der Gegend kaum in die Stadt. Prinzipiell wurden die Zuwanderer nicht, wie in Bruneck, als Eindringlinge bewertet, da sie kaum Anspruch auf soziale Exklusivität und politische Entscheidungsmacht erhoben.

Der Kontakt der Weißenburger zum französischen Staat war mehr imaginiert als tatsächlich vorhanden. Obwohl Staatsgrenzen im Allgemeinen Einseitigkeit der sozialen Orientierung zum Zentralraum und unbedingte Loyalität zum Nationalstaat verlangen, widersetzte sich die soziale Wirklichkeit in Weißenburg dieser Logik. Tradierte Nützlichkeit wurde über nationale Richtlinien gestellt. So bewirtschafteten die Weißenburger Bauern nach wie vor ihre Felder jenseits der Grenze im Deutschen Reich, die Marktweiber aus den umliegenden pfälzischen Dörfern kamen in die Stadt, um ihr Obst und Gemüse anzubieten und pfälzische Männer waren weiterhin als Arbeiter in Weißenburg tätig. Auch geheiratet wurde über die Staatsgrenze hinweg. Spezielle Grenzbescheinigungen erleichterten – im Alltag wie bei Volksfesten – den gegenseitigen Kontakt. Auch zwischen pfälzischen und elsässischen Vereinen kam es immer wieder zu grenzüberschreitenden Kooperationen.

Selbst auf der national-politischen Ebene wurde die Allmacht des Politischen ab und zu durch gegenseitige Vertrautheit außer Kraft gesetzt: Etwa dann, wenn die Zöllner die vorbeziehenden Frauen nur oberflächlich kontrollierten – wohl wissend, dass sie Lebensmittel schmuggelten. Oder dann, wenn illegale Jäger von den Grenzbeamten verschont wurden. Dass sich auch zwischen Deutschen und Italienern in Bruneck, wenn auch nur in einzelnen Fällen, ein starkes Vertrauen entwickeln konnte, zeigt die Tatsache, dass einer meiner italienischen Interviewpartner am deutschen Katakombenunterricht teilnehmen durfte.

Die Weißenburger fühlten sich eng mit dem französischen Staat verbunden. Tatsächlich hatten sie jedoch wesentlich mehr Kontakt zu den deutschen Nachbarn. In Bruneck war die Situation genau umgekehrt. Dort fühlten sich die Menschen stark mit Österreich verbunden, im Alltag waren sie aber häufiger mit Italienern konfrontiert. Bereits vor dem Ersten Weltkrieg zogen italienische Wanderhändler durch das Land. Im gehobenen Bürger-

tum war es üblich, die Kinder zur Ausbildung in italienische Provinzen zu schicken. Nach 1918 kam der überregionale Austausch mit Arbeitskräften aus den ehemaligen Ländern der Habsburgermonarchie ins Stocken. Die Marktbeziehungen verlagerten sich immer mehr Richtung Süden. Durch die forcierte Industrialisierungspolitik des faschistischen Regimes zogen mehr und mehr italienische Arbeiter in die Stadt. Sie prägten das stereotype Bild vom besitzlosen Italiener, mit dem man möglichst wenig zu tun haben wollte. Als Folge blieb die italienische Arbeiterschicht in Bruneck weitgehend unter sich und lebte auch räumlich getrennt – in der Bahnhofsgegend und im Nachbardorf Stegen. Mit eigenem Gasthaus und Lebensmittelgeschäft bildeten die Italiener eine Stadt in der Stadt.

Trotzdem: Wie bereits angedeutet, entwickelten sich in Bruneck wie in Weißenburg soziale Beziehungen auch unterhalb der national-politischen Ebene. Vereinzelt kam es auch zu Ehen über ethnische Grenzen hinweg. Anders als in Weißenburg wurden diese Mischehen in Bruneck von der Gesellschaft geächtet. So legte eine meiner Interviewpartnerinnen ihren Hochzeitstermin auf halb sieben Uhr früh fest, um die ‚Angelegenheit‘ ohne viel Aufsehen über die Bühne zu bringen. Alles in allem war die Situation aber auch für die zugewanderten Italiener oder Franzosen selbst nicht immer einfach, sodass viele von ihnen ihre neue Heimat nach einigen Jahren wieder verließen.

Wenn jemand tatsächlich Eingang in die städtische Lebenswelt von Bruneck fand, dann waren es in erster Linie die hohen Beamten, die aufgrund ihrer sozialen Stellung und weniger wegen ihrer nationalen Zugehörigkeit bewertet wurden. Sie saßen beispielsweise mit einheimischen Honoratioren im Gasthaus beieinander. Insofern gab es Formen der Kooperation und des friktionsfreien sozialen Umgangs. Etwa dann, wenn ein eben entlassener einheimischer Richter seinem italienischen Nachfolger zu dessen Amtseintrittsfeier den Frack lieh. Soziale Schranken hielten nationalen Zwistigkeiten weitgehend Stand. Erst zur Zeit der Option im Jahr 1939, als sich die Südtiroler entscheiden mussten, ins Dritte Reich auszuwandern oder in ihrer jetzt unwiderruflich italienischen Heimat zu bleiben, wurde die soziale Ordnung über den Haufen geworfen. Der Respekt gegenüber hochrangigen Persönlichkeiten stand oder fiel mit ihrer Entscheidung für oder wider die Auswanderung. Auch ethnische Schranken wurden angesichts der Optionsfrage eingerissen. Erst jetzt gelang es dem Regime, „wichtige Verbündete“ zu gewinnen, wie etwa Baron von Sternbach, der dem PNF beitrug. Zum ersten Mal galt auch das Wort des Pfarrers nicht mehr als oberstes Credo – nicht zuletzt deshalb, weil die Geistlichkeit selbst angesichts der Optionsfrage gespalten war und ihren Grundsätzen entsagte. So forderte etwa der Pfarrer aus Terenten eine Bäuerin auf, sich scheiden zu lassen und – anders als ihr Mann – in Südtirol zu bleiben. Womöglich war es die liberale Tradition der Stadt, die in Bruneck zu dem fast einstimmigen Votum für eine Auswanderung ins „Dritte Reich“ führte.

Kurz gesagt, im deutschsprachigen Bruneck blieb die Bedeutung der ungeliebten Nation, ihre Deutungskompetenz und Ordnungskraft auf klar begrenzte Zeiten und Räume, etwa Nationalfeiertage oder den Besuch des Präfekten, begrenzt. Es gab zwar politische Partizipation, aber keine emotionale Identifikation mit dem italienischen Staat. Im Gegensatz dazu war die französische Nation für die Weißenburger eine ideelle Heimat, obwohl im Alltag enge Kontakte zur benachbarten deutschen Pfalz bestanden. Anders als in Bruneck, wo eine klare Rasterstellung deutsch-italienisch die nebeneinander lebenden und einander oft kaum beachtenden deutsch-italienischen Gruppen trennte, war die Unterscheidung deutsch-französisch in Weißenburg zwar auf sprachlicher und kultureller Ebene gegeben,

hatte jedoch kein nationales Gewicht. Schließlich wollten auch die Weißenburger französische Staatsbürger sein – jedoch ohne dabei ihre kulturelle und sprachliche regionale Elsässer Eigenart aufzugeben.

Anmerkungen

- 1 Eugene S. V. Philipps, *Zeitgenosse Elsässer. Die Herausforderung der Geschichte*, herausgegeben und übersetzt von Monika Freitag, Geleitwort von Rudolf von Thadden (S. V+VI), Karlsruhe 1987.
- 2 Zit. n. Claus Gatterer, *Im Kampf gegen Rom. Bürger, Minderheiten und Autonomien in Italien*, Frankfurt am Main/Zürich 1968, 462.
- 3 Interview Frau Be. vom 15.6.2002.
- 4 Interview Herr J. vom 11.5.2002.
- 5 Interview Frau Me. vom 12.6.2002.
- 6 Martina Steiner, „Als unsere tapferen Truppen nach Bozen und Meran kamen.“ Zur Entwicklung des ethnischen Bewußtseins in Südtirol, in: Reinhard Johler u.a. (Hg.), *Südtirol im Auge der Ethnographen*, Wien/Lana 1991, 154–169, hier 167; *Archivio storico-Diplomatico del Ministero degli Affari Esteri, Roma Pos. Aff. Pol 1919–1930, Austria-Pacco 842, Fasc.1130b, 7–8*.
- 7 Eric J. Hobsbawm, *Nationen und Nationalismus. Mythos und Realität seit 1780*, Frankfurt am Main/New York 1991, 97.
- 8 Stefan Fisch, *Goethe, Bebel und Zola – Lehr- und Wanderjahre des Straßburger Sozialisten Jacques Peirottes (1869–1935) im katholischen Europa*, in: Angelo Ara/Eberhard Kolb (Hg.), *Grenzregionen im Zeitalter der Nationalismen. Elsaß-Lothringen/Trient-Triest, 1870–1914*, Berlin 1998, 201–226.
- 9 Alf Lüdtke, *Die Praxis von Herrschaft, Zur Analyse von Hinnehmen und Mitmachen im deutschen Faschismus*, in: Brigitte Berlekamp/Werner Röhr (Hg.), *Terror, Herrschaft und Alltag im Nationalsozialismus. Probleme einer Sozialgeschichte des deutschen Faschismus*, Münster 1995, 226–246, hier 230.
- 10 Tagebuch Tschurtschenthaler vom 6.11.1935.
- 11 Tagebuch Tschurtschenthaler vom 29.10.1938.
- 12 Tagebuch Tschurtschenthaler vom 3.10.1935.
- 13 Tagebuch Tschurtschenthaler vom 5.10.1935.
- 14 Tagebuch Tschurtschenthaler vom 23.5.1938.
- 15 Tagebuch Tschurtschenthaler vom 3. Adventsonntag 1938.